

Eberhard Mannack

*Selbstbehauptung
in Zeiten der Zwänge*

Jahrgang 1928



PETER LANG

Internationaler Verlag der Wissenschaften

Kinder- und Jugendjahre unter Hitler

Ich wurde 1928 im östlichsten Teil Sachsens geboren und verbrachte dort die ersten zwanzig Jahre meines Lebens, davon zwölf in der braunen und vier in der roten Diktatur. Das macht mich zweifellos weitgehend verdächtig und zwingt zu einer rigorosen Selbsterkundung mit dem schwierigen Vorsatz, bewussten Erinnerungslücken und Verdrängungen zu entgegen. Schwierig auch deshalb, weil selbst führende Vertreter des deutschen Geisteslebens in Bedrängnis gerieten, die oft ein antifaschistisches Bekenntnis in gefahrlosem Umfeld nachholten.

Für den frühen Teil meiner Kindheit darf ich Unschuld in Anspruch nehmen, doch für die Folgezeit sind erste Erkundungsversuche geboten. Wichtig erscheint mir dafür vor allem meine in entlegener Provinz angesiedelte Heimat, der im beliebten > Oberlausitz – Lied < gehuldigt wurde:

„Wo der Neiße silbernes Band sich schlingt,
um der Berge grünen Kranz,
wo aus blauer Ferne der Jeschken winkt
in der Abendsonne Glanz,
wo der Bergwald rauscht an der Lausche Hang,
wo der Hochwald grüßend ragt,
wo der Abendwind wie verschollner Sang
um verfallnes Gemäuer klagt.“¹

Der romantisch eingefärbte Text versammelt typische Landschaftselemente der Idylle und kündigt damit von einer harmonischen Existenzform. Sanfte Berge und Hügel umgrenzen ein Tal, das ein Fluss seit langem in leichten Windungen durchzieht. Dem poetischen Topos entspricht durchaus meine Heimat, Die genannten Berge gehören zu einem Gebirgskamm, der zugleich weitgehend die Grenze zwischen zwei Staaten bildet, der Tschechoslowakei und Deutschland bzw. dem Sudetenland und Sachsen. Die Baude auf dem höchsten Berg Lausche (793m) bot ein Kuriosum insofern, als die Grenze durch ihren Flur verlief und jeweils eine deutsche

1 Kurt Piehler. 1929. In: Sammelband Oberlausitz. Schöne Heimat, hrsg. von Frank Nürnberger. Spitzkunnersdorf 2004, S.3

und eine tschechische Wirtsstube besaß. So genoss man problemlos günstigere Angebote und lief beim Schmuggeln keine Gefahr.

Ich wohnte im bergischen Vorland in einem ruhigen Straßendorf namens Mittelherwigsdorf, das etwa zweitausend Seelen umfasste und einen entschieden vorindustriellen Charakter besaß. Dem entsprach eine hierarchische Mentalität. Höchstes Ansehen besaß der evangelische Pastor, den wir mit „Gott befohlen, Herr Pfarrer“ ehrfurchtsvoll begrüßen mussten, sobald wir ihm begegneten. Kantor, Arzt und Lehrer galten als weitere Respektspersonen. Unter den Landwirten beanspruchten etwa vierzig Bauern eine Sonderstellung, deren großzügige Gehöfte in leicht erhöhter Lage sich von den „Häuslern“ absetzten.

Meine Großeltern wohnten im selben Ort mit unterschiedlichem Status. Mütterlicherseits handelte es sich um einen fleißigen Tagelöhner, während die seit langem ansässigen Mannacks als Uhrmachermeister und später als Beamte höheres Ansehen genossen. Beide Familien kamen selten zusammen, wohl wegen der „Standesgrenzen“. Zudem galt der Großvater als eine öffentliche Person. Er stand der Krankenkasse vor, überließ aber schon bald seiner Frau die Hauptarbeit, weil er Nebentätigkeiten interessanter fand. Da er mehrere Instrumente beherrschte, spielte er öfter zu Dorffesten auf. Noch mehr schätzte er sein Amt als „Hochzeitsbitter“ – als solcher beeindruckte er mich tief, wenn er mit Zylinder, Frack und weißen Handschuhen aufbrach, um Hochzeitsgäste einzuladen und sie beim Fest selber zu unterhalten. Es scheint, dass ich von seiner Rhetorik stark beeinflusst wurde. Natürlich übte er dieses Amt nur in „höheren“ Gesellschaftskreisen aus, und er pflegte einen Lebensstil, den er sich eigentlich nicht leisten konnte. Darin übertraf ihn bei weitem sein Bruder, der auf „Normalität“ verzichtet hatte, um den Künsten des Komponierens, Orgelspielens und Malens hemmungslos nachzugehen. Schlesische Schlossherrinnen nahmen sich seiner des öfteren an, und das veranlasste ihn offensichtlich, in das schlichte Heimatdorf per Kutsche und Diener feierlich einzuziehen. Die Entlohnung überließ er seinem sparsamen Vater. Von der nicht ganz standesgemäßen Hochzeit meiner Eltern erhofften die Dorfbewohner frische Blutzufuhr zur Regeneration einer etwas fragwürdigen Familie. Weil ich öfter krank war, galt ich als Variante des bewunderten wie abschreckenden Großonkels.

Die Politik blieb zunächst ein lokales Geschehen, bis sie die Harmonie der Idylle allmählich untergrub. Ein NS-Ortsgruppenleiter weckte

nicht eben Begeisterung, zumal er als niederer Angestellter auf Gering-schätzung stieß. Meist vermied man den Eintritt in die Partei dadurch, dass man den vielen Unterorganisationen beitrug. Mein Motorrad-begeisterter Vater wählte das NS-Kraftfahrerkorps NSKK; der Volk-smund las das Kürzel als „Nur Säufer, keine Kämpfer“ und wählte damit eine witzige Distanzierung, wie sie später zur Entlastung öfter geübt wur-de.

Die angesehenen Bauern verachteten die Braunen als Emporkömm-linge, waren aber oft genug auf finanzielle Hilfe dank der Blut- und Boden-Ideologie angewiesen. Trotz der Erfolge der neuen Machthaber aber blieben Irritationen bestehen. In der Dorfkirche wohnten öfter frem-de Männer den Gottesdiensten bei, die Notizen verfertigten, aber nicht den Eindruck von Frömmigkeit erweckten. Verdacht hatte der Pastor dadurch erregt, dass er eine am Altar angebrachte Schwarz-weiß-rote Fahne nicht durch die verordnete Hakenkreuz-Fahne ersetzt hatte und in der Predigt zuweilen zweideutige Formulierungen verwendete. Derartige Lauschangriffe gegen die höchste Autorität erregten Missfallen und er-zeugten Misstrauen in der bislang recht friedlichen Dorfgemeinschaft.

Meine erste Begegnung mit der großen Politik verdanke ich einer Serie von ernsthaften Erkrankungen, die der Dorf-Medizinalrat durch einen Aufenthalt an der rund vierhundert Kilometer entfernten Ostsee zu beenden hoffte. Meine Mutter wagte das Abenteuer einer so langen Bahn-fahrt, meiner ersten überhaupt, die uns in Berlin sogar zum Wechsel der Bahnhöfe zwang. Ein Großonkel stellte sein Auto zur Verfügung und ließ uns durch das Zentrum der Reichshauptstadt chauffieren, das wegen der Olympiade besonders üppig herausgeputzt war.

Welche Eindrücke dies beim achtjährigen Dorfjungen hinterließ, lässt sich kaum beschreiben. Meterhohe Hakenkreuzfahnen zwischen Pylonen gespannt säumten die Prachtstraße > Unter den Linden < und verwandel-ten sie in eine Triumph – Allee. Menschen aus allen Ländern huldigten nun einem Staat, der noch wenige Jahre zuvor Elend und Demütigungen hatte erdulden müssen. „Das danken wir dem Führer“ verkündeten Spruchbänder und Lautsprecher und schienen Sportler aus aller Welt zu bestätigen, als sie mit deutschem Gruß die Führertribüne des Stadions passierten, darunter die Mannschaft des französischen Erbfeindes. Dabei überschlug sich die Stimme des Radioreporters.

Auf dem Wunschzettel des Achtjährigen standen fortan nationale Devotionalien. Lineol-Nachbildungen von Hitler mit beweglichem Arm, von seinen Paladinen und zunehmend Soldaten aller Waffengattungen mit entsprechenden Waffen und Fahrzeugen konnte man sehr billig erwerben. Das Hauptangebot im verbreiteten Katalog fand sich unter dem Stichwort >Die deutsche Wehrmacht< in vielen Details². Ihre verblüffende Wirklichkeitstreue (siehe Abb. 1, S. 107) machte schon das Kind mit der expandierenden Armee vertraut, deren Erfolge im Spanienkrieg und beim Einmarsch in das „entmilitarisierte“ Rheinland Demütigungen des Versailler Diktats beseitigt hatten. Es war gelungene Werbung für den späteren Wehrdienst und erleichterte die Wahl der Kampfart. Man wetteiferte um die bestmöglichen Kenntnisse, imitierte Aufmärsche und spielte Krieg. Selbst im einfachen Bauerndorf mehrten sich die Uniformträger und hoben das Prestige manch schlichter Gemüter. Spott blieb nicht aus. Als die Partei den Hitlergruß für obligatorisch erklärte, beanspruchte die Frau des Dorfschmiedes das Wächteramt. Wenn wir die seit langem vertrauten Mitbewohner noch traditionell begrüßten, korrigierte sie lauthals den Delinquenten mit den Worten: „Ein Deutscher grüßt mit Heil Hitler!“ Das brachte ihr den Namen „Hitlerpauline“ ein und war dem soliden Schmiedemeister peinlich.

Über die „idyllische“ Oberlausitz freilich brach schon bald der Ernst der großen Politik herein. Unsere Wanderwege über Berge und durch rauschende Wälder füllten sich mit Lärm und verwandelten sich in Sperrgebiete mit bedrohlichen Warnungstafeln. Weil die Tschechen die angrenzenden Sudetendeutschen angeblich schikanierten, sah sich Hitler zu Gegenmaßnahmen gezwungen und ließ Bunker errichten. Sie signalisierten Krieg und sorgten für allgemeine Verstörung. Dass es nicht dazukam, verdankten wir dem politischen Geschick des Führers oder genauer dem Nachgeben der englischen und französischen Regierungen.

Für den Triumphzug wählte er die über die Zittauer Berge führende Passstraße an der Lausche, im offenen Mercedes stehend und den Jubel des Volkes genießend. Das war in Massen herbeigeströmt, auch aus meinem etwa 12 km entfernten Heimatdorf. Weshalb ich im verödeten Ort zurückblieb, vermag ich nicht endgültig zu begründen : War es eine bis

2 Das Lineol-Bilderbuch 1938/39 bietet auf 19 Seiten Nachbildungen der deutschen Wehrmacht an.

heute anhaltende Idiosynkrasie gegen Massen oder eine labile Gesundheit?

Von früher Kindheit an litt ich unter schweren Krankheiten, die erst allmählich abklangen. Der Zeitgeist aber hegte andere Erwartungen, die der Führer nachdrücklich formuliert hatte:

„Meine Pädagogik ist hart. Das Schwache muß weggehämmert werden [...] Es darf nichts Schwaches und Zärtliches an ihr sein [...] Ich will eine athletische Jugend [...] Ich will keine intellektuelle Erziehung. Mit Wissen verderbe ich mir die Jugend.“³

Athletisch war ich weiß Gott nicht, sondern eben kränklich, und das hieß im damaligen Jargon „schwächlich“. Weil Turnen zunehmend Kultcharakter gewann, war ich Diskriminierungen ausgesetzt, die Trotzreaktionen auslösten. Den mit dem zehnten Lebensjahr obligatorischen Eintritt in das „Jungvolk“ verzögerte ich mit Hilfe eines Arztes um zwei erlaubte Jahre, und für einen Aufstieg in der HJ – Führerhierarchie fehlte der Ehrgeiz. Darin bestärkten mich der Englisch- wie auch der Biologie-Lehrer meiner Oberschule. Sobald dekorierte Klassenkameraden Verstöße wortreich zu rechtfertigen versuchten, las er demonstrativ Artikel aus der HJ-Zeitschrift > Hilf mit < vor, in denen die hohen Tugenden der neuen deutschen Jugend hymnisch gepriesen wurden. Das weckte Skepsis gegen ideologisches Geschwätz, die mich bis heute nicht verlassen hat. Der überaus offenherzige Biologie-Lehrer konstatierte eine mit der Rang-erhöhung der HJ-Führer wachsende Dummheit. Als er sich in der Sowjetzone ähnlich abschätzige Kommentare erlaubte, musste er sich nach Westberlin absetzen.

Erschreckend primitiv freilich verhielt sich der Turnlehrer, der auch in Religion unterrichtete und dabei auf sein Tagebuch aus dem ersten Weltkrieg verwies, das er stolz als seine Bibel reklamierte. Beim Völkerball stellte er die deutsche Mannschaft zusammen, während er mir den schwächlichen polnischen Gegenpart überließ. Am Ende freute er sich dann über den Sieg der Deutschen, bis wir einmal verabredeten, den Polen die Siegespalme zu überlassen. Darüber litt er unter einer echten

3 Walther Hofer: Der Nationalsozialismus. Dokumente 1933-1945. Aus: Hermann Rauschnig:> Gespräche mit Hitler <. Frankfurt/Main 1957 und öfter, S.88.

Depression. Da sein Name Walter Bock lautete, löschten Schüler regelmäßig den ersten Buchstaben des Vornamens an seiner Zimmertür.

Meine Eltern waren davon überzeugt, dass Politik den Charakter verderbe und untersagten uns vor allem die Lektüre des antisemitischen Hetzblattes > Der Stürmer <, dessen Geschmacklosigkeit nicht mehr zu überbieten war und als pornographisch galt⁴. Eine persönliche Erfahrung macht mich bis heute betroffen. Ein renommierter Arzt, der mir öfter geholfen hatte, durfte als Jude nicht mehr praktizieren und wurde mittellos. Deshalb beschloss meine Mutter, ihn mit den nötigsten Lebensmitteln zu versorgen, bis er ihr bedeutete, dass sie damit sich und ihn gefährde. Kurz danach erfuhren wir insgeheim, dass seine arische Ehefrau einer Scheidung nicht zugestimmt habe und mit ihm den Freitod gewählt hatte. Das galt damals als höchste Sünde, und dazu hatte sie ein auf Recht und Ordnung fixierter Staat veranlasst. Wagte man nachzufragen, erhielt man die zeitlos geübte Antwort, dass der Führer davon nichts gewusst habe. Da der Führer mit der göttlichen Eigenschaft der Allwissenheit ausgestattet war, hätte dies irritieren müssen, doch seine wachsenden Erfolge steigerten seine Beliebtheit und stempelten den Kritiker bzw. „Nörgler“ zum Außenseiter. Dank der NS-Volkswohlfahrt (NSV) übte er zudem eine Barmherzigkeit, die den Armen und Bedrängten zugute kam. An „Eintopfsonntagen“ schwärmten Tausende aus, mit klappernder Sammelbüchse, um für zwanzig Pfennige Abzeichen zu verkaufen, die meist kunstvoll gestaltet waren. Die Aktion kam der bedrohten Heimarbeit – u.a. Holzschnitzerei, Kunstblumengewerbe, Glasgießerei oder Malerei – zugute (vgl. Abb. 2, S. 107), brachte hohe Beträge ein und vertiefte das Gefühl der „Volksgemeinschaft“. Dass er damit christliche Nächstenliebe übte, machte Eindruck auf ein noch immer vom Glauben geprägtes Volk. In welchem hohem Maße Hitler selbst eine christliche Selbststilisierung betrieb, ist von der Forschung überzeugend nachgewiesen worden.⁵

1939 wurde ich in das renommierte Realgymnasium der sechs km entfernten Kreisstadt Zittau aufgenommen – zu meinem Leidwesen angesichts einer unzureichenden Infrastruktur. Wenn im Winter der Linienbus

4 Julius Streicher, Herausgeber der Zeitschrift > Der Stürmer <, Gauleiter in Franken.

5 Erste Belege schon bei Viktor Klemperer: > L.T.I. Notizbuch eines Philologen <. Berlin 1947. „Der Nazismus wurde von Millionen als Evangelium hingenommen, weil er sich der Sprache des Evangeliums bediente.“ (S. 125)

wegen voralpiner Schneebedingungen ausfiel. musste ich laufen, zog wegen Rutschgefahr alte Strümpfe über meine Schuhe, um noch rechtzeitig am Unterricht teilzunehmen. Gelingt dies nicht, gab es einen Rüffel. Besonders gefürchtet war der Chemielehrer mit dem Spitznamen „Iwan der Schreckliche“, der mich als Dauerhelfer für seine permanenten Experimente in Anspruch nahm, was als Auszeichnung galt. Als er mir eine Knallgas-Demonstration überließ, hegte ich daran Zweifel; er hatte sich in den Hintergrund verzogen und bemerkte, dass die recht starke Flamme die Härchen meines rechten Armes versengt hatte. Daraufhin klopfte er auf meinen linken Arm mit der Bemerkung, ein Opfer der Wissenschaft müsse sich daran gewöhnen, und dafür sorgte er auch weiterhin.

Zu Kriegsbeginn am 1. September 1939 wurden wir sofort nach Hause geschickt mit den Ermahnungen, uns bei Fliegerangriffen zu verstecken und Fremden aus dem Weg zu gehen. Sandsäcke und Wassereimer auf den Schulgängen erinnerten in den folgenden Jahren an den Krieg, blieben aber unbenutzt, weil die entlegene Oberlausitz von jeder Bedrohung verschont blieb. Schon nach einem Jahr war das halbe Europa besiegt, und das erweckte Friedenshoffnungen, die abrupt verschwanden, als Hitler in die Sowjetunion einfiel. Selbst der rasante Vormarsch ließ das Schicksal Napoleons nicht vergessen, obschon die Propaganda nur von Millionen toten und verwundeten Russen regelmäßig berichtete.

Weshalb die Wehrmacht kurz vor Moskau anhielt, konnte man freilich aus Aufrufen an die Bevölkerung, warme Kleidung jeder Art zu spenden, unschwer erschließen. Das galt auch für die Zunahme der mit einem Eisernen Kreuz geschmückten Todesanzeigen, oft unterzeichnet mit der perversen Formel „In stolzer Trauer“ als Abschiedsgruß für Ehemänner und Söhne, die öfter noch nicht einmal das zwanzigste Lebensjahr erreicht hatten. Wer aber Zweifel an dem Endsieg äußerte, riskierte strenge Strafen wegen „Wehrkraftzersetzung“.

Ich wählte die Rolle des Beobachters. Im Flur unseres geräumigen Wohnhauses brachte ich ein Kartenwerk an, auf dem Fähnchen und Wollfäden die Eroberung Europas markierten. Davon profitierte ich auch im Geographie-Unterricht. Den massiven Rückzug – meist als „Frontbegräbigung“ entschärft – konnte ich ungeschönt nachvollziehen, wenn rieselnder Putz der Wand verriet, dass ich dort noch kurz vorher ein Siegeszeichen eingenagelt hatte. Gegen den Schock von Stalingrad rief der Rektor die gesamte Schülerschaft in der ehrwürdigen Aula zusammen, nicht

ohne merkbliche Nervosität, weil Lehrer in NS-Uniformen erhöhte Kontrollposten bezogen. Wir Pubertätsgeschädigten wurden dem Ernst der Lage nicht gerecht, weil wir schmunzelnd konstatierten, dass die Aufpasser zumeist mit defizitärer Intelligenz ausgestattet waren. Man schickte uns rasch in die Klassenzimmer zurück.

Dank des provinziellen Abseits verlief das Leben in der Oberlausitz nahezu normal. Als störend empfand man die Verdunklung, zumal noch nicht einmal Fliegeralarm stattfand; nach der Weissagung einer prophetisch ausgestatteten alten Frau sollte „das Land der blauen Steine“ – gemeint war der Basalt des Zittauer Gebirges – überhaupt verschont bleiben.

Regelmäßige Einberufungen zum Wehrdienst sorgten freilich für Irritationen. Mein Vater erhielt 1942 als Vierzigjähriger den Stellungsbefehl nach Albanien, seitdem traf es zunehmend immer jüngere Jahrgänge, vor allem Oberschüler unter dem euphemistischen Begriff der „Heimatverteidigung“, die zur Tarnung ihrer halbmilitärischen Uniform zum Tragen einer Hitler-Jugend-Armbinde verpflichtet waren. Mich erreichte der Befehl zur Musterung mit 15 ½ Jahren. Der forsche Militärarzt erkannte durchaus meine Krankheitsfolgen auf dem Röntgenbild, prophezeite deshalb eine geringe Lebenserwartung, aber schrieb mich doch „KV“, d.h. kriegsverwendungsfähig, ebenso wie den größten Teil der Schulklasse.

Die Einberufung erreichte uns im Januar 1944, da war ich 15 ¾ Jahre alt, und der Auftrag bestand in der Verteidigung der Reichshauptstadt „gegen Terrorangriffe der Anglo-Amerikaner“ (Abb. 3, S. 108). So sah ich nach acht Jahren Berlin wieder, nun freilich ohne olympischen Prunk. Daran hätten auch Zerstörungen gehindert, die zum Zentrum erschreckende Ausmaße annahmen. Was sich neben Schutthaufen an Häusern erhalten hatte, entpuppte sich öfter als Rest einer Fassade oder provisorisch errichtete Unterkunft. Schließlich erreichten wir unseren noblen Einsatzort, das Dach des achtstöckigen Finanzministeriums mit zwei leichten Flakgeschützen. Ein drittes war bereits in die Tiefe gestürzt, doch unter uns lagen die noch intakten Gebäude der Reichskanzlei und des Propagandaministeriums, dazu die Ruine des geschichtsträchtigen Kaiserhofes. Fotografieren war leider streng verboten, wohl weil es die Kampfmoral untergraben hätte. Mich reizte dazu eine Mauer mit der verbreiteten Parole „Räder müssen rollen für den Sieg“, die wenigstens fragmentarisch einen Bombeneinschlag überlebt hatte. Die mit makabrem

Humor ausgestatteten Engländer warfen am Vorabend des bislang zelebrierten Tages der Machtergreifung Flugblätter über uns ab, mit dem Versprechen, sie würden diesmal den obligatorischen Fackelzug übernehmen. Als die Bombeneinschläge uns mit Feuersbrünsten einkreisten, flüchteten wir kellerwärts. Unseren Zugführer hatte ein Flaksplitter getroffen, und auf unsere Frage, was wir mit Kanonen von einer maximalen Reichweite von zwei km gegen acht km hochfliegende Bomber ausrichten könnten, wusste niemand eine Antwort.

Ein Volltreffer hatte die Küche verwüstet und veranlasste unsere fürsorglichen Vorgesetzten zum Umzug in einen Randbezirk ohne schützenswertes Ziel. Untergebracht waren wir in Baracken, deren Bettpfosten in Blechdosen ruhten. Das sollte gegen Wanzen schützen, half aber nicht. Das Kaliber der Kanonen blieb unverändert und zwang uns weiterhin zur Waffenruhe, da auch die angedrohten Tiefflieger ausblieben. Zum Ersatz reinigten wir täglich Rohre und Verschlüsse, unterbrochen vom Unterricht des mitgereisten Betreuungslehrers. Er meldete dem Rektor in Zittau regelmäßig, dass wir überlebt hätten.

Die Bomberpuls erschienen ab März auch tagsüber, und wir beobachteten aus sicherer Ferne die Brandherde. Betroffen war zumeist die Innenstadt, was mich einmal sehr beunruhigte, weil ich eine Freikarte für eine Operetten-Aufführung im Theater unter den Linden erhalten hatte. Schon die Anfahrt per S-Bahn war mehrfach unterbrochen und zwang zum Umsteigen in Busse. Das Theater hatte Risse bekommen, spielte aber weiter. Auf einem Pfad zwischen Trümmern der Friedrichstraße gelangte ich – gegen den Qualm noch immer glimmender Trümmerreste mit einem nassen Taschentuch geschützt – zum Musentempel. Bereits im Foyer beeindruckte ein illustres Publikum; Offiziere verschiedener Waffengattungen, darunter Ritterkreuzträger, lustwandelten neben Damen in langen Kleidern und reichlich Schmuck. Die Ausstattung der Bühne und die Sänger ließen nichts zu wünschen übrig, allen voran die Hauptheldin mit tiefem Dekolleté. Das verschwieg ich gegenüber Vorgesetzten, denn als Hitlerjungen durften wir nur in jugendfreie Filme, und davon blieben schon Darbietungen von Mädchenbeinen, die erst knapp oberhalb des Knies verhüllt waren, ausgeschlossen. Wer womöglich den Heldentod starb, tat dies wenigstens moralisch sauber.

Stadturlaub erhielt ich zum 20. April anlässlich des 55. Geburtstages von Hitler, der auch diesmal feierlich begangen wurde. Eine Militär-

kolonne mit hochdekorierten Offizieren zu Pferde an der Spitze marschierte im preußischen Paradeschritt durch die einstige Prachtstraße > Unter den Linden < bis zur > Ewigen Wache < und vollzog die streng ritualisierte Wachablösung unter Klängen heldischer Marschmusik. Ihr Echo kam von den Ruinen beiderseits der Traditionsallee zurück, an denen Männer unter Mühen die Inschrift „Das danken wir dem Führer“ zu löschen versuchten. Sie spielte damit auf eine vertraute NS-Losung an, die Hitlers umfassende Verdienste zu preisen bestimmt war. Offensichtlich war den Funktionären die Peinlichkeit der Kontrast-Demonstration nicht entgangen.

Der Vorgang spiegelte eine wachsende Skepsis wider, wie sie sich auch in zunehmend bösartigen politischen Witzen entlud. Ich sammelte sie und konnte Repressalien dadurch entgehen, dass ich auf einem Zettel jeweils ein unverfängliches Stichwort festhielt. Meine Kameraden belustigten sich daran, doch einer davon versetzte mich in Schrecken. Er bat mich, in Zittau seinen Vater zu besuchen, der dem gefürchteten Sicherheitsdienst (SD) angehörte und politische Witze zu sammeln hatte, um zum Ersatz fehlender demoskopischer Praktiken Stimmungsparameter aufzustellen. Ich vertraute meinem Freund, folgte seiner Einladung zum Kaffee mit lang entbehrtem Kuchen und saß bald einem Altparteigenossen gegenüber, der sich vor Lachen begeistert auf die Schenkel schlug. Von da an ließ er mich regelmäßig herzlich grüßen.

Dramatisch aber verlief der 20. Juli 1944 mit dem Bombenattentat auf Hitler. Wir erhielten erstmals Gewehre und mussten um unsere Stellung herum Gräben ausheben, um uns gegen befürchtete Aufstände der vielen Fremdarbeiter zu schützen. Als bei einem Appell sodann der Kommandeur verkündete, dass der Führer überlebt habe, erscholl aus dem Trupp der Flakhelfer das Wort „schade“. Das trug uns peinliche Verhöre ein, doch keiner wollte gerufen haben. Daraufhin erhielten Verdächtige eine Freikarte für eine Verhandlung am Volksgerichtshof, die durch einen Alarm ausfiel. Wie hätte ich wohl auf die hassverzerrte Fratze des berüchtigten Freisler reagiert, wenn er seine pöbelhaften Beschimpfungen über ehrenwerte Angeklagte ergoss. Eine Fliegerbombe hat ihn zur großen Erleichterung vieler endgültig ausgelöscht.

Die Monotonie des Dienstes brach ab, als wir einen neuen Standort beziehen mussten, den bei Angriffen ein starker Scheinwerfer ins Licht tauchte. Daraufhin wurden wir zum Ziel einer gefürchteten Luftmine,

deren Druck mich gegen den Geschützwall warf und unsere Baracken grotesk verformt hatte. Es mag der Schock gewesen sein, dass ich spontan auf den schrägen Tisch sprang und in Nachahmung der von Göbbels inszenierten makabren Massenkundgebung rief „Wollt Ihr den totalen Krieg?“, die meine Mitstreiter im Unterschied zum offiziellen Vorgang lauthals mit „nein“ beantworteten. Dass die Vorgesetzten nicht eingriffen, verriet auch deren Verunsicherung angesichts eines sich steigernden Bombenkrieges, der uns oft vierzehn Nächte um den Schlaf brachte. Mein Freund erlitt einen Unfall, weil er während eines Tagesmarsches einschlief und gegen einen Telegrafmast prallte. Eine plötzliche Verlegung in die mitteldeutsche Provinz erweckte Hoffnungen, die sich auf absurde Weise zu erfüllen schienen. Per Güterzug schaffte man uns in die Nähe von Merseburg, wo man uns an Kanonen des Kalibers 8,8 cm ausbildete. Dann ging es weiter zum vorgesehenen Standort, für den Geschütze von 10,5 cm bestimmt waren, deren Montage mindestens vier Wochen in Anspruch nahm.

Gewehrübungen erschienen selbst unseren Ausbildern als überflüssig, da der Feind in 8-10 Kilometern Höhe zu erwarten war. Sie entsprachen unserer Bitte, bei der Kartoffelernte zu helfen, und sorgten so für doppelte Zufriedenheit. Zum ersten Mal erfreuten wir uns an einer sinnvollen Tätigkeit ebenso wie an einer ungewohnten Sättigung, und nachts bewunderten wir bedenkenlos die explodierenden Tanks der Leunawerke als Feuerwerk von besonderer Schlagkraft. Schließlich durften wir Sperrfeuer schießen, um die Bomberverbände abzurängen. Was wir damit anrichteten, wurde ich mit Schrecken auf der Fahrt ins nahe Merseburg gewahr. Weil abgedrängte Bomber ihre Ladung loswerden wollten, warfen sie sie ziemlich wahllos über der bislang wenig geschädigten Stadt ab. Den Weg zum einstigen Bahnhof wiesen notdürftig reparierte Schienenstränge und ein Häufchen wartender bzw. hoffender Reisewilliger. Die Betroffenheit war groß und hinterließ das Gefühl von Schuld. Überraschende Vorgänge der Folgezeit aber ließen kaum Zeit dafür, denn Ende Januar 1945 verkündete der Batteriechef, dass wir wieder im Raum Berlin gebraucht würden, nun im Erdkampf. Wir erhielten Gewehre, die wir schon am nächsten Tag abgeben mussten, und derselbe Chef überraschte uns nun mit der kurzen Aussage, dass auf höheren Befehl alle Luftwaffenhelfer wegen ihres Jugendalters sofort nach Hause zu entlas-

sen seien. Für diese fulminante Einsicht also hatten führende Köpfe mehr als ein Jahr gebraucht.

In der noch immer vom Krieg völlig verschonten Heimat sollten wir uns beim Arbeitsdienst, HJ, beim Wehrkreiskommando und in der Schule zurückmelden. Uns „Fronterfahrenen“ erschienen die beiden ersten Institutionen als unzumutbar, doch die offizielle Wehrmachts-Kommandantur musste aufgesucht werden. Zunächst aber begaben wir uns in die vertraute Penne – nicht ohne Erwartung eines gebührenden Empfanges. Der von allen verehrte Rektor⁶ begrüßte uns in seinem noblen Zimmer, verwies sogleich auf sein am Kleiderständler auffällig hängendes Volkssturmgewehr und sprach vom heroischen Endkampf, verbunden mit dem Appell, uns sofort als Offiziersanwärter freiwillig zu melden. Über den Volkssturm waren wir mit dem Slogan „Wir alten Affen sind die neuen Waffen“ vertraut, und den Appell quittierten wir mit allgemeinem Kopfschütteln. Daraufhin wurden wir rasch entlassen. Bis heute vermag ich dieses Verhalten des hochgebildeten, außerordentlich geschätzten Pädagogen nicht nachzuvollziehen, zumal Mitte Februar 1945 die feindlichen Truppen schon von allen Seiten ins „Reich“ eindringen. Bei Ostwind hörte man bereits den dumpfen Kanonendonner. Ob er damit, wie andere meinen, uns wenigstens vorübergehend vor einer raschen Konfrontation mit den Russen bewahren wollte, bleibt fraglich.

Meine Beurlaubung war freilich von kurzer Dauer, denn ich erhielt Anfang März die Einberufung zum > Wehrwolf <, einer in letzter Not geschaffenen Organisation zu einem perfiden Partisaneneinsatz. Die Folgen einer Verweigerung demonstrierten augenfällig an Laternen oder Ästen aufgeknüpfte Männer mit Schildern „Ich bin ein Feigling“ bzw. Deserteur. In diesem Dilemma begann sich der einst bewährte Familienverband aufzulösen. Im großzügig gestalteten Haus der Großeltern wohnten auch meine Eltern mit meiner Schwester und die Tante mit ihrem Ehemann. Die seit langem gepflegten Kontakte aber führten nun zu Konflikten mit gefährlichem Potenzial. Die intelligente Großmutter huldigte seit langem uneingeschränkt dem Führer, unterstützt von ihrem minder begabten Schwiegersohn, der in einer Leipziger Militärschreibstube das Vaterland wortreich verteidigte. So war Vorsicht geboten, wenn wir Feindsender hörten, und mein Entschluss zur Verweigerung barg

6 Rudolf Hunger, Rektor der Staatlichen Oberschule für Jungen.

größte Gefahren, da beide Getreuen für notwendig hielten, dass ich dem bedrängten Führer nun als Partisan zum Endsieg verhelfen sollte.

Meine Schwester aber fand eine Möglichkeit, der gefährlichen Situation wenigstens vorübergehend zu entkommen. Sie arbeitete in einem „wehrwirtschaftlich wichtigen Betrieb“ und überredete ihren Abteilungsleiter dazu, mich zum Schein anzustellen und meine Unabkömmlichkeit schriftlich zu bestätigen. Um Denunziationen zu entgehen, fuhr ich dreimal in der Woche zur Arbeitsstelle, begleitete meinen Chef zum Postamt über den Umweg zum nahen Bahnhof, weil wir dort von Insassen der Lazarett – Züge genauere Nachrichten erhalten konnten. Offenbar hatte sein Schreiben, das unbeantwortet blieb, geholfen, und so verdanke ich ihm und meiner Schwester das Überleben, zumal die Russen nach Kriegsende alle Wehrwölfe liquidierten.

Das „Deutsche Reich“ aber wollte offensichtlich bis zuletzt nicht auf mich verzichten, denn ich erhielt am 28. April – also zehn Tage vor Kriegsende – eine Einberufung zum Dienst im normalen Heer nach Dux im nahen Sudetenland. Russen wie Amerikaner rückten zwar immer näher, aber nicht nah genug, und so fuhr der eben Siebzehnjährige zum letzten Gefecht. In Dux herrschte Frieden und hatte man uns auch nicht erwartet. Wir boten sofort die Rückfahrt an, hatten aber keinen Erfolg. Stattdessen legten wir am 1. Mai feierlich den Eid auf den Führer ab, doch schon am Abend teilte der „Großdeutsche Rundfunk“ mit, dass der Führer im Kampf um Berlin den Heldentod gestorben sei. Wir reagierten pietätlos, weil wir damit vom Eid entbunden seien, doch am nächsten Tag wurden wir zur erneuten Eidesleistung kommandiert, auf den Nachfolger Großadmiral Dönitz⁷. Weil die bösen Feinde noch immer ausblieben, übten wir Paradeschritt und Hitlergruß vorbei an einigen verwirrt dreinblickenden Einwohnern. Dann fielen wir Russen in die Hände, die uns mit erbeuteten Zigaretten beschenkten und dann mit der Feststellung „Du Kind domoi“ nach Hause schickten. Und diesem Befehl folgte ich gern.

7 Karl Dönitz, Großadmiral und zuletzt Nachfolger Hitlers.